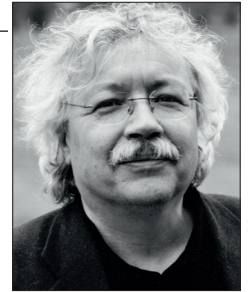


Karl-Markus Gauß, Autor und Herausgeber
der Zeitschrift *Literatur & Kritik*



© ERIKA SCHMIED

Vom Sichtbarwerden in Siena

Von Karl Markus Gauß.

Ich war den dritten Tag in Siena, saß im Freien und wechselte die Cafés, damit ich bald von dieser, bald von der gegenüberliegenden Seite auf den berühmten Platz schauen konnte, der von den Rändern der Mitte hin abfällt und dessen Form häufig mit einer Muschel verglichen wurde. Vom Regen, der seit Wochen über der bewölkten Stadt nicht niederging, waren die Fassaden der Häuser und Palazzi so ausgetrocknet, dass ihre toskanische Eleganz etwas wüstenartig Sandiges hatte. Wo immer ich einen Eistee oder einen der viel zu vielen Espresso trank, wurde mir mit dem Glas, der Tasse sogleich die Rechnung gereicht, auf deren unverzügliche Bezahlung die Kellner beharrten, indem sie neben mir stehen blieben und gelangweilt über die Piazza del Campo blickten. Es waren noch nicht viele Touristen in der Stadt, in den Gärten der Cafés war ich von Einheimischen umgeben, von lauten, heftig gestikulierenden Pensionisten, die zu jeder Tageszeit in einen leidenschaftlichen Disput verwickelt waren, in dem es um das Fußballspiel von morgen oder die Pasta von gestern ging. Nicht nur den Touristen, auch den Italienern, ja sogar den Stammgästen wurde die Bezahlung im voraus abverlangt. Die Vorsichtsmaßnahme hatte etwas unangenehm Geschäftsmäßiges, aber sie galt nicht dem Ausländer, als den mich die Kellner erkannt haben mochten, nein, sie witterten nicht wie bei uns in jedem den Fremden, der gefährlich werden, sondern den Betrüger, der auch einer der ihren sein konnte. Ich war in die für ihre Schönheit berühmte Stadt gekommen, um die Übersetzung einer Reportage vorzustellen, die ich über die Roma eines im Morast versinkenden Dorfes geschrieben hatte, ein Buch über den Hass, den die Bewohner des Slums auf sich zogen, und über die Gleichgültigkeit, mit der sie alles ertrugen, den Morast, den Hass, sich selbst. Und ich blieb nach der Präsentation noch zwei Tage, weil ich Siena von einem Besuch, der dreißig Jahre zurücklag, kannte und hoffte, in den Gassen und Straßen nach so langer Zeit mir selbst zu begegnen. Mir, also dem, der ich vor dreißig Jahren war und zu dem auch der gehörte, der seither nicht



Erdulden von Warten, von Zeit...und von Verboten. Wo Verbote nicht helfen, werden Mauern gebaut, um das Elend fernzuhalten.

aus mir geworden ist. Das vergangene Ich ist immer größer und reicher als das gegenwärtige, das in einem unaufhörlichen Prozess des Abstoßens, Aufgebens, Verzichtens, Flüchtens, als Schrumpfung der vielen Möglichkeiten, die in ihm angelegt waren, entstanden ist, wie auch das Ich von morgen aus der Schrumpfung des heutigen entstanden sein wird.

Die Bettlerin, die mir gleich am ersten Abend aufgefallen war, begann ihr Tagwerk um zehn Uhr Vormittag, und sie blieb auf dem Campo, den sie unablässig umrundete oder überquerte, bis sie gegen 22 Uhr in einer der Gassen verschwand und heimwärts zog. Die gewaltige Muschel war ihr Revier, langsam schritt sie in ihrem bunten, schäbigen Gewand immer wieder vom Palazzo Pubblico herüber zum Brunnen oder im Kreis an den feinen Geschäften, Gasthäusern, Cafés vorbei. Sie war eine Romni, kam vermutlich aus der Slowakei und entsprach, wie sie trotzend ihre geöffnete Hand ausgestreckt hielt, selbst auf den Feindseligsten nicht aufhörte einzureden und sich nicht abweisen ließ, sondern darauf setzte, den Leuten so lange lästig zu fallen, bis sich diese von ihrer Gegenwart mit ein paar Münzen würden freikaufen wollen, sie entsprach, so wie sie

ihrer Arbeit nachging, ganz dem Bild, das sich die wohlhabenden Bewohner schöner Städte von den unverschämten Bettel-Roma Osteuropas machen.

Sie war wahrscheinlich nicht älter als vierzig, wiewohl ihr knochiges Gesicht mit der sandig verwitterten Haut sie älter aussahen ließ, und sie hatte längst verloren, was nur die Verlorenen verlieren können, nämlich jedes Interesse an ihrem Aussehen und Auftreten. Man hätte glauben können, was sie den ganzen Tag über den Campo schleppte, sei nicht ihr Körper, sondern ihr Arbeitsgerät, das einzige, das sie hatte und zu dem sie sich selbst geworden war. Wenn ich ein Café verließ, um in der Altstadt herumzuströmen und Ausschau nach mir zu halten, kreuzten sich unsere Wege, und wenn ich zurückkehrte und wieder einen Sitzplatz an der Hausmauer suchte, kreuzten sie sich neuerlich. Doch bettelte sie mich nie an, als würde sie ausgerechnet mir, der ich wegen eines Buches über die Roma von Svinia nach Siena gekommen war und längst den Euro für sie im Hosensack parat hatte, die Gabe nicht zutrauen.

Auf einem der Spazierwege geriet ich in eine schmale Gasse und nach wenigen Metern vor das unscheinbare Gebäude der Synago-

ge. Ich konnte mich nicht erinnern, dass es mich schon einmal hierher verschlagen hatte, obwohl das sicher der Fall war, denn immerhin war ich damals eine ganze Woche in Siena unterwegs und als Stadtgänger viel ausdauernder gewesen als heute. Auf einer Tafel stand zu lesen, dass im Jahr 1799 von hier dreizehn Juden, verdächtigt, es mit den gottlosen Jakobinern und der Französischen Revolution zu halten, auf den nahen Campo getrieben und dort von den Legionären Mariens aufgehängt worden waren. Nicht weit von der Synagoge stieß ich jetzt in der Via Fortunato auf einen kleinen, bescheiden ausgestatteten Kinderspielplatz, auf dem keine Kinder spielten, sondern vier Erwachsene auf der Rückenlehne einer Holzbank saßen, schweigend rauchten und vor sich auf den Kies spuckten. Ich setzte mich auf der anderen Seite, jenseits von Sandkiste und rostiger Rutsche, auf eine Bank und blätterte eifrig in dem Stadtführer, den ich nur bei mir trug, um in solchen Situationen etwas in der Hand zu haben.

Die vier mochten sich schon seit Stunden ihre Zeit mit Schweigen, Rauchen, Ausspucken vertrieben haben, sie hatten das Warten besser erlernt als ich, der ich immer etwas tun musste und sei es, zum Schein in einem Buch zu lesen. Wenn ich aufblickte, folgten sie interessiert meinem Blick, als gäbe es in einem Winkel des Spielplatzes etwas zu entdecken, was ihnen bisher entgangen war. Trafen sich unsere Blicke, grinsten sie freundlich und verlegen, und als ich aufstand, rutschten auch sie von der Rückenlehne ihrer Bank. Sie wollten von mir kein Geld, sondern nur ein wenig Ablenkung, sie mussten den Tag ja mit Warten herumbringen, nicht wie ihre Frauen mit dem Betteln, und als ich bei ihnen vorbeikam, lächelten sie so traurig und ergeben in ihr Los der Langeweile, dass ich mich fragte, wer den schwereren Part übernommen hatte: ihre Frauen, die bettelnd unter Menschen, von denen sie verachtet wurden, erwirtschaften mussten, was sie alle zum Leben brauchten, oder sie, die ihre Existenz vollständig auf das Erdulden der Zeit reduziert hatten, auf das Warten darauf, dass es nach jedem Morgen auch einmal Mittag wurde und nach jedem Mittag irgendwann der Abend kam.

Sie waren aus Prešov, wie ich erfuhr, einer Stadt, in der ich Station gemacht hatte, als ich für meine slowakische Reportage recherchierte. Die Slowakei ist ein Land mit vielen schönen Kleinstädten, die von den europäischen Touristen noch nicht entdeckt wurden, und Prešov war mir als die schönste

davon in Erinnerung. Der langgestreckte, spindelförmige Hauptplatz, in dessen Mitte die gotische Kirche der Katholiken und, fast daran gelehnt, die Renaissancekirche der Evangelischen gebaut wurden, ist den Slowaken das, was die Piazza del Campo von Siena den Italienern ist, ein einzigartiges, großzügig in die Stadt gesetztes Kunstwerk, öffentlicher Prunksaal der Bürger, Herz des urbanen Lebens und der städtischen Kultur ... Zu dieser gehörten da wie dort über die Jahrhunderte nicht nur die Feste, sondern auch die Hinrichtungen (die dem Volk, das es zu unterhalten galt, von der Obrigkeit manchmal als Feste dargeboten wurden). In Prešov endete der Erste Weltkrieg um ein paar Monate verspätet, als die versprengten Soldaten der k.u.k. Armee, die am Übergang der letzten Kriegstage zu den ersten des Friedens ihre eigene Stadtrepublik ausgerufen hatten, endlich doch besiegt wurden und 41 von ihnen von den Laternen des Marktplatzes baumelten. Unweit von diesem Ort war ich auf eine Synagoge gestoßen, viel prächtiger als die von Siena, und der alte Mann, der mich durch sie begleitete, erzählte mir, dass die Stimmung nach einem Pogrom verlangte, dem aber dieses Mal nicht die wenigen Juden, die es in Prešov noch gab, zum Opfer fallen würden. Tatsächlich geriet die schöne Stadt ein paar Monate nach meinem Besuch in die Schlagzeilen der internationalen Presse, weil der Stadtrat dem Wunsch der Bevölkerung nachgegeben und um ein heruntergekommenes Viertel eine zwei Meter hohe Mauer errichtet hatte. Der Bau der Mauer, fünfzehn Jahre nachdem die große, die durch Europa schnitt, gefallen war, wurde damit begründet, dass den fleißigen und rechtgeschaffenen Einwohnern nicht länger zugemutet werden könne, beständig das Elend vor Augen zu haben, in dem das Viertel der Roma versunken war.

Abends war es kühl auf dem Campo, die Leute saßen vor den Lokalen unter Heizstrahlern, die wie glühende Riesenpilze aus dem Boden schossen. Ich speiste im Freien in einem Ristorante, über dem sich der Palazzo Sansedoni erhob, und schaute hinüber zum Rathaus und zum unbeleuchteten Torre del Mangia. Ich wunderte mich, wie wenig Licht aus der Zeit, die ich hier vor dreißig Jahren verbracht hatte, auf meine heutigen Wege fiel und dass mir, was ich sah, zwar von zahllosen Fotografien und Abbildungen in Büchern vertraut war, mich aber an fast gar nichts erinnerte, was ich einst hier gesehen und erlebt hatte. Ich

erkannte Gebäude und Plätze, ich schlug wie selbstverständlich den richtigen Weg ein, um auf einen bestimmten Platz zu gelangen, aber ich sah mich nicht, sah den nicht, der hier gegangen war, hier seine Zeit verbracht hatte, und selbst das Hotel La Perla an der Piazza del Indipendenza, in dem ich eine Woche lang ein billiges Zimmer im ersten Stock bewohnt hatte, sprach, als ich unversehens vor ihm stand, keine alten Geschichten zu mir.

Die Bettlerin hat das Feld geräumt. Natürlich, wo das Elend nicht beseitigt wird, müssen die Elenden unsichtbar werden, das war der Zweck der Mauer. In der Finsternis umrundete jetzt ein Siebzigjähriger im Jogginganzug den Platz, um den zweimal im Jahr die Pferde galoppierten. Er lief mit eingeknickten Knien, die die Last des mageren Körpers kaum zu tragen schienen, bereits die sechste oder siebte Runde, und von manchem Tisch wurde ihm, wenn er sich neuerlich mehr vorüberschleppte, als dass er gelaufen wäre, anerkennende, aufmunternde Worte zugerufen. Es war kalt, aber das Weinglas in meiner Hand war warm. Ich schaute auf den Platz, den viele für den schönsten Italiens halten und den ein Frommer in seiner Verzückung gar zum Vorzimmer des Paradieses erklärt hat, und freute mich, dass sich die Roma aus der Vorhölle, in der sie verborgen bleiben sollten, auf den Weg gemacht hatten, um überall in Europa sichtbar zu werden. Ihre körperliche Anwesenheit ist die einzige Chance, die wir haben, um uns an sie zu erinnern, die Unsichtbaren.

Aus: Karl-Markus Gauß: *Im Wald der Metropolen*. © Paul Zsolnay Verlag Wien 2010. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags.

